

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 4

Rubrik: Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

konnten. Für das 1871 gemalte „Bergschloß“, das zweifellos zu den reifsten Schöpfungen des Künstlers gezählt werden muß, und das in dem lebhaften Rot der den Berg hinaufziehenden Kriegertruppe eine fabelhafte Farbenwirkung enthält, wurden 28,000 Mark geboten, während die berühmte „Susanna im Bade“ für 12,900 Mark, eine kleine „Pietà“ für 12,400 Mark und die „Büßende Magdalena“ für 8500 Mark weggegeben wurden. Der größte Preis wurde für Leibls „Spinne- rin“ bezahlt, die für 75,000 Mark für das Museum der Stadt Leipzig erworben wurde. Der Gesamterlös der Auktion beträgt 750,000 Mark. In der über hundert Gemälde zählenden Sammlung fanden sich auch die wichtigsten Repräsentanten der Piloty-Schule, des Schleiß-Vier-Kreises, der Diez-Schule, sowie der Cronbergerkolonie.

Am 15. November hatte im hiesigen Kunstauktionshaus Lepke die Auktion von 38 Gemälden und Zeichnungen Giovanni Segantinis aus dem Besitze des Herrn Alberto Grubicy in Mailand stattge-

funden, der seine Galerie wegen seines Wegzugs nach Paris auflöst. Waren es auch keine der Hauptwerke des Meisters, so fanden sich doch immerhin herrliche Stücke in dieser Sammlung. Jugendwerke, wie die in der Brianza entstandene „Kürbisernte“, das tiefgestimmte Stilleben mit der „Toten Gemse“ kamen zur Auktion, sowie die später in der stillen Bergwelt geschaffenen Werke, die schon die dem Meister eigene Technik aufweisen: „Ruh an der Tränke“, „Der Schimmel“, Studien zu dem köstlichen „Maitag im Gebirge“, zu der „Schaffschur“, zum „Winterabend in Savognino“. Aber auch Werke, die Segantini erst auf Maloja geschaffen hat, wie die „Liebesfrucht“ und die „Liebesgöttin“, waren in der Galerie Grubicy. Zwischen diesem Sammler und Segantini bestand eine feste Freundschaft, und alle Werke des Malers sind durch seine Hände gegangen. Grubicy war es auch, der nach des Künstlers Tod die unvergeßlichen Segantini-Ausstellungen, in Paris, Mailand, Wien und in Deutschland veranstaltet hatte. B.

Die Schweiz im Spiegel des Auslandes

In dieser Rubrik veröffentlichen wir — soweit sie uns zu Gesichte kommen — alle wichtigeren ausländischen Urteile über schweizerische Kultur. Wir bringen dabei sowohl die anerkennenden wie die ablehnenden Urteile zum Abdruck, um ein den Tatsachen entsprechendes Bild zu geben und der so oft geübten einseitigen Schönfärberei zu begegnen.

Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizerischen Dichtung. Von Oskar F. Walzel.

Ein Jahr, nachdem — unverdient spät — Karl Spitteler's „Darstellung“ „Conrad der Leutnant“, mit welcher der wohl phantasie stärkste der lebenden Schweizer Dichter die epische Literatur um ein kraftstrotzendes, über alle lebendig gesehenen Wirklichkeiten

hinaus zu allgemein tragischer Wirkung aufsteigendes Stück gemehrt hat, in neuer Auflage ausgegangen ist, mustert O. F. Walzel in seiner ersten Vorlesung im neuen Amte das Thema „Die Wirklichkeitsfreude der neueren schweizerischen Dichtung“. Pflegen Reden solcher Gelegenheit überkommener Art gemäß ein persönliches Bekenntnis zu bringen, so bringt die des feinsinnigen

Forschers der romantischen Zeit ein persönlichstes. Denn es ist mehr als ein methodologisches Gelehrtenbekenntnis: ein inneres Lebensbekenntnis. Daher auch der Reiz eigener Wärme, der Wirkung auf der Leser der einem Herzensbedürfnis, wie Walzel selbst sagt, entsprungener Rede. Eine „Dankeschuld“ trägt sie der Schweiz ab, deren gegenwartsfrohes geistiges Leben den Redner, als er seinerzeit aus der neuromantischen, dem Alltage sich mit empfindlicher Scheu gewaltsam entziehenden Sphäre der Wiener Literatur zu ihm kam, im rechten Augenblick gegen die Gefahr einer Geschmacksbeengung schützte. Wie kräftig sie das getan hat, zeigt der Standpunkt von Walzels Ausführungen durchweg. Das Problem der Stoffwahl nach der Seite angreifend, ob gewisse Stoffe von vornherein unkünstlerisch sind, stellen sie dar, wie die von Schiller gezogenen Schranken auch auf diesem Gebiete vom neuen Jahrhundert beseitigt werden, wie im besonderen dabei die Vorliebe der Schweizer für die Darstellung der Wirklichkeit werktätig wird. Nicht neue Hebel waren es, die sie einschaltete. Geschlossen weist Walzel solche Entwicklungslinie auf. Nicht genug damit, verfolgt er ihre Ursprünge in raschem, weitem Überblick hinauf bis zum Mittelalter, zu dem derben Gesellen Steinmar, dessen Art dann im Hauptteil der Rede, bei J. Gotthelf, als ein Mittel vergleichender Charakteristik wieder herangezogen wird. Dieser Hauptteil, der das stetige Aufsteigen der Schweizer Dichtung zeigt — wie sie unter dem Einfluß des französischen Phylotokratismus von Gefners Pseudobauern zur Wirklichkeitstreue gefördert wird (H. K. Hirzel, Pestalozzi) und weiter im Sinnlichen bleibend sich über die Wirklichkeit erhebt (Keller, W. Siegfried, J. C. Heer, Spitteler) —, ist im einzelnen

zu einer Reihe feiner Skizzen gediehen. So rasch der Redner zeichnen mußte: überall ist die individuelle Linie jeweils getroffen; und Walzel hat so ein einheitliches Stück Literaturgeschichte geliefert, das sich an Baechtolds Werk anschließt. Herausheben möchte ich noch aus dem Stück die Kontrastierung Kellers zu Gotthelf (S. 51) und die Überschau über die „Poesie des Dampfes“, die über das schweizerisch bestimmte Thema Walzels nach Deutschland hinausgreift. Schließlich sei bemerkt, daß die vorliegende Schrift, im Gegensatz zum ersten Abdruck der Rede, manches, wie der Verfasser schreibt, „näher ausführt, das zunächst nur gestreift oder gar nicht berührt werden konnte“, außerdem ein Kapitelchen Anmerkungen hingefügt hat.

Ludwig Krähe Lit. Echo, Berlin

Ein schweizerisches National-Denkmal.

Man kann nicht sagen, daß die Denkmalsucht in der Schweiz allzu üppig ins Kraut geschossen wäre. Mancher braver Eidgenosse und mancher glorreiche Schlacht hätten es verdient, in Erz oder Marmor verewigt zu werden. Aber die Demokratie ist kein guter Nährboden für Ahnenkult und Denkmalproduktion, und wenn jemand das Recht hat, sich über den bekannten „Undank der Republik“ zu beklagen, so sind es die Bildhauer. Als vor ein paar Jahren die Idee auftauchte, zur Erinnerung an die Gründung der Eidgenossenschaft in der Urschweiz ein Denkmal zu errichten, da ist der Gedanke nicht wie ein zündender Funke durch die helvetischen Gaue gegangen. Man warf vielmehr kühl abwägend die Frage auf: „Wozu denn? Haben wir nicht das Rütli, die „Wiege der Schweizerfreiheit“, die Tellskapelle und das Telledenkmal in Altdorf?“ Und als dann gar die Idee auftauchte, in die prachtvolle Felswand des

großen Mythen bei Schwyz ein gewaltiges Schweizerkreuz hineinzumeißeln, da ist gegen den bergverderbenden, geschmacklosen Plan lauter Protest erhoben worden. Aber die Schwyzer haben die Sache deshalb nicht aufgegeben; es wurde von einem kantonalen Komitee ein Wettbewerb für ein Nationaldenkmal in Schwyz ausgeschrieben, und die Konkurrenz hat eine ungeahnte starke Beteiligung von Schweizerkünstlern zur Folge gehabt. Es gingen 105 Entwürfe ein, von denen dann fünf zur engern Konkurrenz gestellt und in vergrößertem Format ausgeführt wurden. Die Jury hat dann den Preis dem Schöpfer des Telldenkmals in Altdorf, dem Zürcher Bildhauer Kifling, zuerkannt, der das nicht ganz leichte Problem mit glücklichem Wurf gelöst hat. Kifling hat einen *Alpler* geschaffen, der in grimmiger Kampfbereitschaft die *Hellebarde* senkt, die handfeste Lieblingswaffe der alten Eidgenossen. Das Denkmal soll aus Granit vom Gott-

hard errichtet, auf der Kapellmatt in Schwyz aufgestellt und so groß bemessen werden, daß es von Brunnen — wo es ja von rechtswegen hingehörte — und vom See aus gesehen werden kann. Die Figur allein soll 17 Meter hoch werden, das Ganze 46 Meter. Dabei ist auch noch ein „architektonischer Hintergrund mit Reliefs“ vorgesehen, worüber indessen hoffentlich das letzte Wort noch nicht gesprochen sein wird. Uns scheint wenigstens, daß am Fuße der gewaltigen Felspyramiden der beiden Mythen architektonisches Kleinzeug keine Wirkung haben kann, und daß Kiflings *Hellebarde* schon aus sich selber heraus Eindruck machen muß, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. Wenn der Kiflingsche Entwurf einmal näher bekannt ist, wird sich das Schweizervolk vielleicht allmählich für die Idee eines Nationaldenkmals in dieser Gestalt erwärmen und die notwendigen Gelder für die Ausführung des Denkmals aufbringen. Frankfurter Zeitung

Bücherschau

Felix Salten. Das österreichische Antlitz. Verlag von S. Fischer, Berlin.

Felix Salten ist der Literaturgeschichte kein Unbekannter mehr. Mit Arthur Schnitzler und Richard Beer-Hoffmann steht er zurzeit an der Spitze der Jungwiener Schule. Und seit er die meisterhafte „*Kleine Veronika*“ und den nicht weniger bedeutenden „*Herr Wenzel auf Rehberg*“ schrieb, hat ihn nicht umsonst einer der feinsinnigsten Kritiker Deutschlands „eine Hoffnung der deutschen Novelle“ genannt.

In dem vorliegenden Buche zeigt sich Salten von einer andern Seite. Es ist der künstlerische Essay, den er hier kultiviert. Nicht der Essay, wie wir ihn tagtäglich hundertfach wiederfinden, nach derselben langweiligen Schablone gearbeitet, mit denselben abgegriffenen Wendungen und Gemeinplätzen, ein leichtes Geplätscher von Worten und Phrasen, ein endloses Gerede über Nichtigkeiten und Nebensächlichkeiten. Nein, der Essay, der an und für sich ein Kunstwerk ist, konzentriert und kristallisiert wie ein Kunst-